In der Kriegszündholzfabrik.

Von Alwin Rath.

Berge von Briefen liegen da — grüne, rote, weiße, schwefelgelbe — dem Kontoristen wird ganz schwefelig zu Mute, seine Feder schwitzt schon schwarze Galle. Bestellungen über Bestellungen. Klagen über Klagen. Das Telephon gibt mannigmal einen Ton ab, einen klirrenden Seufzer — es ist an der Klingelwut erkrankt — es ist für die nächsten Kriegswochen beurlaubt.

Drinnen aber in den phosphorsauren Sälen hat alles die Arbeitswut bekommen. In den Fabrikräumen, in denen oben in den Fenstern die messingblitzenden Ventilatoren rasen, in den mit ätzenden Dünsten trotzdem durchschwängerten, kreischenden und pfeifenden, feuergefährlichen Räumen haben die Maschinen, haben die Menschen, die roten Schwefelbecken, die Salpeterkisten, die Leimtöpfe, die Streichholzrahmen, die blauen Ofenpapierchen — da drinnen hat alles die Arbeitswut bekommen. Wie in knirschendem Zorn, wie in Ohnmacht, daß sie nicht gleich Hunderte solcher runden, glattrunden Holzwalzen hervorschleudern kann, stöhnt und ächzt eine stahlblanke Maschine, ächzt mit einem ganz komplizierten Gebiß von Messern an einem Baumstamm herum, an einem mächtigen Klotz, den all das Wüten des eisernen Fressers nichts schiert. Tatsächlich wie runde Walzen, wie blitzsaubere Säulen kommt es aus den sägenden, aus den schneidenden und schabenden Messern, aus diesem Gebisse, allmählich hervorgeglitten, in der ganzen Klarheit und Sauberkeit frisch geteilten Holzes.

Andere Messer fahren von oben in gleichen Zwischenräumen auf die helle Holzsäule herab und im Nu sind viele einzelne gleich große Stücke daraus geschnitten — jedes so in Format und Größe an einen flachen runden, ziemlich respektablen Camembert-Käse erinnernd. Was erst Holzklotz war, plumper massiger, kaum zu bewegender Klotz, ist wenige Sekunden später unter der zauberischen Fixigkeit dieser kriegswütigen Maschinen in hölzerne Spiralen verwandelt, als wären wir nicht in einer hypermodernen Streichholzfabrik, sondern in einer Uhrenfabrik allerältesten Kalibers. Jählings aber faßt sie eine andere hypermoderne Maschine beim Schlaffittchen. Was hat sie vor? Wie ein flinker, „Hackepeter" fabrizierender Destillenwirt säbelt sie mit kleinen Hackemessern auf die auseinander gezogenen Holzbänder dieser Spiralen nieder, hackt die ganzen langen, flachen Holzschlangen in einem summenden, schnurrenden Nu in schmale Schnitzel zusammen, in schmale Streifen: Streichhölzer!

Aus dem unbeweglichen, massigen, dicken Baumklotz sind etwas über Stricknadeldünne dicke Winzigkeiten geworden. Richtige Streichhölzchen — da sind sie fertig. Nur ohne die Hauptsache: das kleine Hitzköpfchen, der rote Feuerwerker obenauf — der fehlt noch.

Aber vorher hat das im Werdeprozeß hin- und hergeschleuderte Streichhölzchen noch eine Taufe durchzumachen. In flüssige Paraffinmasse macht es einen Kopfsprung und saugt die an ihm kleben bleibende Masse mit allen Holzporen tief in sich hinein. Es ist das Brennmaterial, das Brennmittel, das das an sich nicht so leicht zum Flammen gelangende Hölzchen zum rascheren Feuerfassen und gleichmäßigen, sicheren Abbrennen zwingt.

Je höher die Vervollkommnung, um so schlimmer die Prozeduren. Jetzt gehts in den Schraubstock. In die Zwangsjacke! Da sind viele kleine Marterbretter für das aus der Taufe zu hebende Streichhölzchen übereinander gestapelt. Mit dünnen, vierkantigen Rillen, dünn und kantig wie Streichhölzer, sind sie obenauf gerillt. In jeder Rille plaziert sich unter dem wuchtigen, sicher zupackenden Eisenband der Maschine ein kleines Streichholz. Fünfzig solcher liegen plötzlich flach nebeneinander — wie die schußfertigen Schützen draußen in Welschlands Boden, wenn es heißt „sprungweise vor". Glatt wie eine solche Schützenlinie liegen sie da, in einer Reihe. Haben sich zwanzig der Brettchen in dem Wirrwarr der Eisenbänder und Eisenarme im Handumdrehen gefüllt, schieben sie sich aufeinander, schieben sie sich in einen fest zusammenschließenden Rahmen. Und nun gehts sprungweise vor, sprungweise hinunter in die Schwefellauge, kopfüber tausend Streichholzanwärter.

Aber was sage ich? Schwefel? Olle Kamellen! Damit zündete man sich zu Großvaters Zeiten den Hosenboden an. „Utan svakel och foskor!" Ohne Schwefel und Phosphor — prunkt es stolzbewußt auf den „echten" Schweden — den echten Deutschen! Das sind diese „Schweden" im Grunde. Auch hier ist der jetzt von England mit Krieg überzogene deutsche Erfindergeist letzterdings beteiligt — oder vielmehr ersterdings! Der „Schweden!" „phosphor- und schwefelfreie Erfindung" wurde in dem schwefligen Jahre 1848 von dem deutschen Chemiker Böttcher, einem Frankfurter, gemacht. Heute aber ersetzen leicht entzündbare Fette, wie Stearin und ähnliches den bösen Schwefel, den Stänker! Und chlorsaures Kali, das gänzlich ungefährliche, hat den gefürchteten Phosphor an die Wand gedrückt. Ja, womit gurgelt man sich neuerdings auch den Hals mit aus? — ist es nicht sowas wie chlorsaures Kali? — Demnach . . .

Nur still — es kommt noch etwas dazu! — Und was für ein Alchimistengebrodel! Dextrin, Braunstein, Glaspulver, Schwefelantimon . . . und noch einiges. Wo aber ist der gefürchtete Phosphor, der dennoch unentbehrliche, hin verschwunden? Ich sagte es schon: an die Wand hat er sich drücken lassen müssen — an die Wand des Streichholzkästchens, an die Wand der Reibfläche.

Mädchenstimmen! — Was man für eine Schwäche dafür hat, selbst hier:

„Utan svakel och foskor!" Aus einem ganz kleinen Bildchen, so groß wie eine Streichholzdose, plaudern sie hervor. Oben über der angelehnten braunen Tür steht denn auch in mädchenhaft schiefen Rotstiftlettern an die weißgetünchte Wand geschrieben: „Streichholzdöschen". Rote Blusen leuchten da. Flinke Finger bedienen da kleine Maschinen, kochende und strömende Leimtöpfe, bunte und kunterbunte Reklamezettelchen und dünne, papierdünne Holzplättchen. Ein Stoß von allerhand flinken, fixen Weiberpfötchen und ganze Quadratmeter sind mit Streichhölzern bedeckt, ganze Kubikmeter damit angefüllt. Das Telephon braucht sich nur einmal zu verschlucken und die Stimme eines Kunden durch seine klingelwütige Gurgel durchschlüpfen zu lassen: gleich sind die ganzen feuergefährlichen Kubikmeter auf und davon.

Märchen.

Von Hermann Hesse.

„Hier", sagte mein Vater, und übergab mir eine kleine, beinerne Flöte, „nimm das und vergiß deinen alten Vater nicht, wenn Du in fernen Ländern die Leute mit deinem Spiel erfreust. Es ist jetzt hohe Zeit, daß Du die Welt siehst und etwas lernst. Ich habe Dir diese Flöte machen lassen, weil Du doch keine andere Arbeit tun und immer nur singen magst. Nur denke auch daran, daß Du immer hübsche und liebenswürdige Lieder vorträgst, sonst wäre es schade um die Gabe, die Gott Dir verliehen hat."

Mein lieber Vater verstand wenig von der Musik, da er ein Gelehrter war; er dachte, ich brauche nur in das hübsche Flötchen zu blasen, so werde es schon gut sein. Ich wollte ihm seinen Glauben nicht nehmen, darum bedankte ich mich, steckte die Flöte ein und nahm Abschied.

Unser Tal war mir bis zur großen Hofmühle bekannt; dahinter fing denn also die Welt an, und sie gefiel mir sehr wohl. Eine müdgeflogene Biene hatte sich auf meinen Aermel gesetzt, die trug ich mit mir fort, damit ich später bei meiner ersten Rast gleich einen Boten habe, um Grüße in die Heimat zurück zu senden.

Wälder und Wiesen begleiteten meinen Weg und der Fluß lief rüstig mit; ich sah, die Welt war von der Heimat wenig verschieden. Die Bäume und Blumen, die Kornähren und Haselbüsche sprachen mich an, ich sang ihre Lieder mit, und sie verstanden mich, gerade wie daheim; darüber wachte auch meine Biene wieder auf, sie kroch langsam bis auf meine Schulter, flog ab und umkreiste mich zweimal mit ihrem tiefen, süßen Gebrumme, dann steuerte sie geradeaus rückwärts, der Heimat zu.

Da kam aus dem Walde hervor ein junges Mädchen gegangen, das trug einen Korb am Arme und einen breiten, schattigen Strohhut auf dem blonden Kopf.

„Grüß Gott," sagte ich zu ihr, „wo willst denn Du hin?"

„Ich muß den Schnittern das Essen bringen," sagte sie und ging neben mir. „Und wo willst Du heut noch hinaus?"

„Ich gehe in die Welt, mein Vater hat mich geschickt. Er meint, ich solle den Leuten auf der Flöte vorblasen; aber das kann ich noch nicht richtig, ich muß es erst lernen."

„So, so. Ja, und was kannst Du denn eigentlich? Etwas muß man doch können?"

„Oh, nichts Besonderes. Ich kann nur Lieder singen."

„Was für Lieder denn?"

„Allerhand Lieder, weißt Du, für den Morgen und für den Abend und für alle Bäume und Tiere und Blumen. Jetzt könnte ich z. B. ein hübsches Lied singen von einem jungen Mädchen, das kommt aus dem Wald heraus und bringt den Schnittern ihr Essen."

„Kannst Du das? Dann sing's einmal!"

„Ja, aber wie heißt Du eigentlich?"

„Brigitte."

Da sang ich das Lied von der hübschen Brigitte mit dem Strohhut und was sie im Korbe hat und wie die Blumen ihr nachschauen und die blaue Winde vom Gartenzaun langt nach ihr, und alles, was dazu gehörte. Sie paßte ernsthaft auf und sagte, es wäre recht gut. Und als ich ihr erzählte, daß ich hungrig sei, da tat sie den Deckel von ihrem Korb und holte mir ein Stück Brot heraus. Als ich da hineinbiß und dazu tüchtig weitermarschierte, sagte sie aber: „Man muß nicht im Laufen essen. Eins nach dem andern." Und wir setzten uns ins Gras und ich aß mein Brot und sie schlang die braunen Hände um ihre Knie und sah mir zu.

„Willst Du mir noch etwas singen?" fragte sie dann, als ich fertig war.

„Ich will schon. Was soll es sein?"

„Von einem Mädchen, dem ist sein Schatz davongelaufen und es ist traurig."

„Nein, das kann ich nicht. Ich weiß ja nicht wie das ist, und man soll nicht so traurig sein. Ich soll immer nur artige und liebenswürdige Lieder vortragen, hat mein Vater gesagt. Ich singe Dir vom Kuckuckvogel oder vom Schmetterling."

Und ich sang ihr vom kleinen blauen Schmetterling, der in der Sonne mit den Flügeln schlägt, und wenn er müde wird, dann sitzt er auf der schönsten Blume und tut die blauen Flügel zu wie zwei Augen. Brigitte lachte dazu und sah unter dem Schattenhut mit braunen Augen zu mir her.

„Und von der Liebe weißt Du gar nichts?" fragte sie dann.

„Von der Liebe? O doch, das ist ja das allerschönste."

Alsbald fing ich an und sang von dem Sonnenstrahl, der die roten Mohnblumen lieb hat, und wie er mit ihnen spielt und voller Freude ist. Und vom Finkenweibchen, wenn es auf den Finken wartet, und wenn er kommt, dann fliegt es weg und tut erschrocken. Und sang weiter von dem Mädchen mit den braunen Augen und von dem Jüngling, der daherkommt und singt und ein Brot dafür geschenkt bekommt; aber nun will er kein Brot mehr haben, er will einen Kuß von der Jungfer und will in ihre braunen Augen sehen und er singt so lange fort und hört nicht auf, bis sie anfängt zu lächeln und bis sie ihm den Mund mit ihren Lippen schließt.

Da neigte sich Brigitte herüber und schloß mir den Mund mit ihren Lippen und tat die Augen zu, und tat sie wieder auf und ich sah in die nahen braungoldenen Sterne, darin war ich selber gespiegelt und ein paar weiße Wiesenblumen.

„Die Welt ist sehr schön," sagte ich, „mein Vater hat recht gehabt. Jetzt will ich Dir aber tragen helfen, daß wir zu Deinen Leuten kommen."

Ich nahm ihren Korb und wir gingen weiter, ihr Schritt klang mit meinem Schritt und ihre Fröhlichkeit mit der meinen gut zusammen und der Wald sprach fein und kühl vom Berge herunter; ich war noch niemals so vergnügt gewandert. Eine ganze Weile sang ich munter zu, bis ich aufhören mußte vor lauter Fülle; es war allzu vieles, was vom Tale und vom Berg und aus Gras und Laub und Fluß und Gebüschen zusammen rauschte und erzählte.

Da mußte ich denken: wenn ich alle diese tausend Lieder der Welt zugleich verstehen und singen könnte, von Gräsern und Blumen und Menschen, vom Laubwald und vom Föhrenwald und auch von allen Tieren und dazu noch alle Lieder der fernen Meere und Gebirge, und die der Sterne und Wolken, wenn das alles zugleich in mir klingen und tönen könnte, dann wäre ich der liebe Gott und jedes neue Lied müßte als ein neuer Stern am Himmel stehen.

Aber wie ich eben so dachte und davon ganz still und wunderlich wurde, weil mir das früher noch nie in den Sinn gekommen war, da blieb Brigitte stehen und hielt mich an dem Korbhenkel fest.

„Jetzt muß ich da hinauf," sagte sie, „da droben sind unsere Leute im Feld. Und Du, wo gehst Du jetzt hin? Kommst Du mit?"

„Nein, mitkommen kann ich nicht. Ich muß das Tal hinunter und immer weiter. Schönen Dank für das Brot, Brigitte und für den Kuß; ich will an Dich denken."

Sie nahm ihren Eßkorb und über dem Korbe neigten sich ihre Augen im braunen Schatten noch einmal zu mir, und ihre Lippen hingen an meinen und ihr Kuß war so gut und lieb, daß mir vor lauter Wohlsein beinahe traurig werden wollte. Da rief ich schnell Lebwohl und marschierte eilig die Straße hinab.

Das Mädchen stieg langsam den Berg hinan und unter dem herabhängenden Buchenlaub am Waldrande blieb sie stehen und sah herunter und mir nach, und als ich ihr winkte und den Hut überm Kopfe schwang, da nickte sie noch einmal und verschwand still wie ein Bild in den Buchenschatten hinein.

Ich aber ging meine Straße und war in Gedanken, bis der Weg um eine Ecke bog.

Da stand eine Mühle und bei der Mühle lag ein Schiff auf dem Wasser, darin saß ein Mann allein und schien auf mich zu warten, denn als ich den Hut zog und zu ihm in das Schiff hin-

---

84]

Ueberfluß.

Von Martin Andersen Nexö.

Er lächelte. Da war schon wieder der Vorbehalt; in seiner Angst, enttäuscht zu werden, erweiterte er den Umfang seines Geschmacks. Er liebte ja das Ueppige gerade nicht! Warum dann nicht gleich behaupten, daß er alte, zahnlose Weiber bevorzuge? Dann war er vor jeder Ueberrumpelung sicher — —

Und doch war der Strauß schön, ungeschickt, aber schön; es war etwas Kindliches, Naives daran. Dieses Unbeholfene konnte er so gut leiden, — es deutete auf Unberührtheit. Wann würde der Absender sich wohl enthüllen?

Stelldichein! Heimliche Zusammenkünfte im Walde oder in dem kleinen Gebüsch jenseits des Kirchhofs! Schöne Verstecke im Laub, die nur den beiden bekannt waren! Und Glück, wundersames Glück, das durch ihre Furcht, entdeckt zu werden, gesteigert wurde. Denn sie war ja nicht unabhängig. Und im Winter! Das gefährlichste Spiel mit den nächtlichen Besuchen, wo man über den Speicher und die Treppe hinabschlich, die Schuhe in der Hand, und wo sie sich den Mund zuhalten mußte, um vor Lachen nicht herauszuplatzen. — — Von all dem hatte er nichts gekannt; er war zu krank gewesen und hatte auch niemanden gehabt. Aber jetzt, jetzt wollte er die Jugend auskosten, die so schön war, und die er aus demselben Grunde gering geschätzt hatte, aus dem der Fuchs die Trauben verschmäht. Es wogte rhythmisch in seinem Blut, sein ganzes Wesen sang.

Und doch, war es nicht lächerlich: eine Liebe ganz ins Blaue hinein, ohne Gegenstand? Denn er hatte ja nicht einmal eine Ahnung davon, wer es war. Und er mit seiner Verachtung der Frau und seinen nüchternen Theorien über das Verhältnis der beiden Geschlechter! — Nein, es lag bloß daran, daß hinter Verachtung und Theorien auch in ihm ein Mensch wohnte, der menschlich fühlte und namentlich menschlich handelte. Es gab doch etwas, was nicht Tradition war, nicht tote Ueberlieferung, sondern ursprünglich, urmenschlich!

Er summte vor sich hin, während er in den Weg einbog, um Aage zu besuchen. Ein Ende weiter begegnete er dem Postboten, der ihm einen Brief reichte. Er öffnete ihn, sah auf die Unterschrift und stutzte. Dann setzte er sich auf den Grabenrand, um in Ruhe zu lesen:

Tomborg, 8. September 1892.

Werter Herr Bauder!

Sie dürfen sich nichts einbilden, weil ich diesen Brief an Sie schreibe. Das tue ich nur, damit Sie nicht auf mich herabsehen sollen, wie alle anderen. Denn Sie sind neu hierher gekommen, und da meine ich, es wäre nicht richtig für Sie, wenn die anderen auch Sie in ihre Gewalt bekämen.

Seitdem Sie hier waren, habe ich jeden Tag an Sie schreiben und mich Ihnen erklären wollen, denn ich weiß recht gut, daß ich mich an jenem Abend nicht richtig benommen habe; und ich konnte Ihnen ansehen, daß Sie eine schlechte Meinung von mir gewannen. Aber die Verhältnisse haben das aus mir gemacht. Sie würden mich wohl entschuldigen, wenn Sie wüßten, was ich gelitten habe.

Aber das weiß kein Mensch. Und ich will mich gar nicht selbst entschuldigen, denn ich sehe sehr wohl ein, daß die anderen in allem, was sie sagen, recht haben. Ich sehe die Dinge bloß anders an als die anderen, und das muß mir gestattet sein. Die anderen leben ja auch nicht mitten drin.

Als ich Sie sah, hab ich mir gedacht, daß Sie viel gelitten hätten und in der Lage sein müßten, das, was die anderen Hysterie nennen, zu verstehen. Und als ich Sie sprechen hörte, da wurde ich meiner Sache ganz sicher — Sie glichen so ganz und gar nicht meinem Mann, dem Kandidaten und den anderen hier in der Stadt. Aber jetzt haben die anderen Sie wohl auch mit Beschlag belegt, da Sie nie mehr herkommen? Und so muß es auch sein. Es betrübt mich nicht, weil ich beschlossen habe, mich durch nichts mehr betrüben zu lassen. Aber wenn Sie eine gelbe Blume am Wege sehen, so denken Sie an diejenigen, die unter dem Unrecht zugrunde gehen müssen.

Die gelbe Blume ist vom lieben Gott dazu bestimmt, niedergetreten zu werden, und so geht es auch den Frauen; ihr Glück liegt unter der Ferse des Mannes. Und Mann zu sein, ist gleichbedeutend damit, brutal auf allem Schönen herumzutrampeln; aber Weib zu sein, bedeutet, sich in den Staub treten zu lassen, ohne zu mucken. Ich will auch ganz Weib sein und nicht klagen; aber Sie sind nicht wie andere Männer, Sie sind feiner und schwächer, darum habe ich an Sie geschrieben.

Ob Sie wohl auf diesen Brief treten werden? Wenn nicht, will ich Ihnen einmal mein ganzes Leben erzählen; es handelt von einer schönen Blume, die auf einen Misthaufen umgepflanzt wird.

Freundlichen Gruß Laura Sörensen.

Karl bebte vor Erbitterung, als er den Brief gelesen hatte. Das also war der Ursprung der Sträuße. Seine erste Eingebung war, nach Hause zu laufen und die Blumen aus dem Fenster zu werfen. Doch dann wurde er krampfhaft lustig: gerade so mußte ja das große Glück zu ihm kommen, verzerrt, entstellt — war er je an etwas anderes gewöhnt gewesen? „Es ist bloß so, wie es sein soll," wiederholte er höhnisch.

Mit boshafter Freude dachte er sich in die Rolle des Liebhabers einer betagten hysterischen Frau hinein; mit blutiger Selbstironie nahm er den Gedanken an heimliche Stelldichein auf; den ganzen Stimmungsglanz der Liebe beschwor er in verzerrter Form herauf. Das Leben zu nehmen, wie es war — sich seiner zu erfreuen, wie es war, das war das Ziel.

Wieder las er den Brief, und diesmal tat ihm die Schreiberin leid. Mußte er, der selber so viel gelitten hatte, nicht der letzte sein, der eine Unglückliche verhöhnte, selbst wenn sie den Versuch machte, ihn mit auf den Grund zu ziehen? Er mußte doch diese Blumen beschirmen, um der Zerknirschung und des verzweifelten Lebensdranges willen, der sie ans Licht trieb, um des Todesangstschreis willen, der von ihnen ausging!

Aber hiernach zu Aage gehen . . . das konnte er beim besten Willen nicht. Wie war es, wenn er den Kandidaten besuchte, der sich offenbar aus Scham von ihm fernhielt — als ob man auf dieser wunderbaren Erde überhaupt einen Vorwand hätte, sich zu schämen. — Da konnte er dann im voraus den erbaulichen Anblick eines Liebesverhältnisses zwischen einer bejahrten Frau und einem verhältnismäßig jungen Manne genießen.

14.

Als Bauder die Treppe hinaufgestiegen war und an der Tür des Kandidaten klingeln wollte, hörte er im Entree eine tiefe Männerstimme ein paarmal laut auffahren und wieder schweigen, während eine jammernde Frauenstimme antwortete, anscheinend tiefer aus der Wohnung her. Er überlegte einen Augenblick, bevor er an dem Schellenstrang zog.

Der Kandidat öffnete selbst, er hatte einen feuerroten Kopf und blinzelte mit den Augen.

„Ei, sieh da! Sind Sie es!" rief er aufgeräumt. „Kommen Sie herein." Freundschaftlich legte er den Arm um Bauders Schulter, führte ihn in die Stube und nötigte ihn auf einen Lehnstuhl. „Anina!" rief er dann. „Anina! Willst Du nicht einem lieben Freund guten Tag sagen?"

(Forts. folgt.)

überstieg, da fing das Schiff sogleich zu fahren an und lief den Fluß hinunter. Ich saß in der Mitte des Schiffes und der Mann saß hinten am Steuer, und als ich ihn fragte, wohin wir führen, da blickte er auf und sah mich aus verschleierten grauen Augen an.

„Wohin Du magst," sagte er mit einer gedämpften Stimme. „Den Fluß hinunter und ins Meer oder zu den großen Städten, Du hast die Wahl. Es gehört alles mir."

„Es gehört alles Dir? Dann bist Du der König?"

„Vielleicht," sagte er. „Und Du bist ein Dichter, wie mir scheint? Dann singe mir ein Lied zum Fahren!"

Ich nahm mich zusammen, fast war mir bange vor dem ernsten Mann und unser Schiff schwamm so schnell und lautlos den Fluß hinunter. Ich sang vom Flusse, der die Schiffe trägt und die Sonne spiegelt und am Felsenufer stärker aufrauscht und freudig seine Wanderung vollendet.

Des Mannes Gesicht blieb unbeweglich, und als ich aufhörte, nickte er still wie ein Träumender. Und alsdann begann er zu meinem Erstaunen selber zu singen, und auch er sang vom Flusse und von des Flusses Reise durch die Täler, und sein Lied war schöner und mächtiger als meines, aber es klang alles ganz anders.

Der Fluß, wie er ihn sang, kam als ein taumelnder Zerstörer von den Bergen herab, finster und wild; knirschend fühlte er sich von den Mühlen gebändigt, von den Brücken überspannt; er haßte jedes Schiff, das er tragen mußte, und in seinen Wellen und grünen, langhaarigen Wasserpflanzen wiegte er lächelnd die weißen Leiber der Ertrunkenen.

Das alles gefiel mir nicht und war doch so schön und geheimnisvoll von Klang, daß ich ganz irre wurde und beklommen schwieg. Wenn das richtig war, was dieser alte, feine und kluge Sänger mit feiner gedämpften Stimme sang, dann waren alle meine Lieder nur Torheit und schlechte Knabenspiele gewesen. Dann war die Welt auf ihrem Grunde nicht gut und licht wie Gottes Herz, sondern dunkel und leidend, und wenn die Wälder rauschten, so war es nicht aus Lust, sondern aus tiefer, schwerer Qual und Sehnsucht.

Wir fuhren dahin und die Schatten wurden lang, und wenn ich zu singen anfing, tönte es weniger hell, und meine Stimme wurde leiser, und jedesmal erwiderte mir der fremde Sänger ein Lied, das die Welt noch rätselhafter und schmerzlicher machte und mich noch befangener und trauriger.

Mir tat die Seele weh und ich bedauerte, daß ich nicht am Lande und bei den Blumen geblieben war oder bei der schönen Brigitte, und um mich in der wachsenden Düsternis zu trösten, fing ich mit lauter Stimme wieder an und sang durch den roten Abendschein das Lied von Brigitte und ihren Küssen.

Da begann die Dämmerung und ich verstummte, und der Mann am Steuer sang und er sang auch von der Liebe und von der Lust des Küssens und Beinanderseins, von braunen Augen und von roten, feuchten Lippen, und es war schön und ergreifend, was er leidvoll über den dunkelnden Fluß sang, aber in seinem Liede war auch die Liebe finster und bang und ein tödliches Geheimnis geworden, an welchem die Menschen irr und wund in ihrer Not und Sehnsucht tasteten und in seinem Grunde war Bitternis und Tod.

Ich hörte zu und wurde so müde und betrübt, als sei ich schon Jahre unterwegs und durch lauter Jammer und Elend gereist. Von dem Fremden her fühlte ich immerzu einen leisen, kühlen Strom von Trauer und Seelenangst heranschleichen.

„Also ist denn der Tod das Höchste und Schönste," rief ich endlich laut. „Dann bitte ich Dich, Du trauriger König, singe mir ein Lied vom Tode!"

Der Mann am Steuer sang nun vom Tode, und er sang schöner, als ich je hatte singen hören. Aber der Tod war nicht das Schönste und Höchste, es war kein Trost bei ihm. Der Tod war Leben, und das Leben war Tod, und sie waren ineinander verschlungen in einem ewigen rasenden Liebeskampf, und das war das letzte und der Sinn der Welt, und von dorther kam ein Schein, der alles Elend noch zu preisen vermochte, und von dorther kam ein Schatten, der alle Lust und alle Schönheit trübte und mit Finsternis umgab. Aber aus der Finsternis brannte die Lust und die Schönheit inniger und die Liebe glühte tiefer in dieser Nacht.

Ich hörte zu und war ganz still geworden, ich hatte keinen Willen mehr in mir, als den des fremden Mannes. Sein Blick ruhte auf mir, still und mit einer gewissen traurigen Güte, und seine grauen Augen waren voll von Weh und von der Schönheit der Welt. Er lächelte mich an und da faßte ich mir ein Herz und bat in meiner Not:

„Ach, laß uns umkehren, Du! Ich liebe Dich und ich bin Dir tausendmal dankbar, aber mir ist angst hier in der Nacht und ich möchte zurück und dahin gehen, wo ich Brigitte finden kann oder heim zu meinem Vater."

Der Mann stand auf und deutete in die Nacht und seine Laterne schien hell auf sein mageres und festes Gesicht.

„Zurück geht kein Weg," sagte er ernst und freundlich, „man muß immer vorwärts gehen, wenn man die Welt ergründen will. Und von dem Mädchen mit den braunen Augen hast Du das Beste und Schönste schon gehabt, und je weiter Du von ihr bist, desto schöner und besser wird es werden. Aber fahre Du nur, wohin Du willst, ich will Dir meinen Platz am Steuer geben."

Ich sah, daß er recht hatte, und war doch zum Tode betrübt, daß es so sein sollte. Voll Heimweh dacht ich an Brigitte und an die Heimat und an alles, was eben noch nahe und licht und mein gewesen war und was ich nun verloren hatte. Aber jetzt wollte ich den Platz des Fremden nehmen und das Steuer führen. So mußte es sein.

Darum stand ich schweigend auf und ging durch das Schiff zu dem Steuersitz, und der Mann kam mir schweigend entgegen, und als wir beieinander waren, sah er mir fest ins Gesicht und gab mir seine Laterne.

Aber als ich am Steuer saß und die Laterne neben mir stehen hatte, da war ich allein im Schiffe und der Mann war verschwunden, und doch erschrak ich nicht, sondern mir schien, es sei der schöne Tag und die Heimat und Brigitte nur ein Traum gewesen und ich sei alt und betrübt und sei schon immer und immer auf diesem nächtlichen Flusse gefahren.

Ich begriff, daß ich den Mann nicht rufen dürfe, und die Erkenntnis der Wahrheit ergriff mich wie ein Schauder.

Und um zu wissen, was ich schon ahnte, beugte ich mich über das Wasser hinaus und hob die Laterne, und aus dem schwarzen Spiegel sah mir ein scharfes und ernstes Gesicht mit grauen Augen entgegen, und das war ich. Und da kein Weg zurückführte, fuhr ich auf dem dunkeln Wasser weiter durch die Nacht.

Kleines Feuilleton.

Gefrierfleisch im Felde.

Die Beschaffung von Fleisch für größere Heeresmassen ist ein sehr schwieriges und umständliches Geschäft. In den meisten Heeren der Welt, so schreibt die illustrierte Halbmonatsschrift „Das Wissen", gibt man dem einzelnen Soldaten pro Tag 550 Gramm, so daß auf ein Armeekorps täglich über 20 000 Kilogramm entfallen. Um diese Menge Fleisch zu liefern, müssen täglich 100 Ochsen geschlachtet werden, müssen also große Herden auf der Achse und zu Fuß zugeführt werden — natürlich wirken sie, wie Schlachthofdirektor H. Heiß ausführt, auf die fechtenden und marschierenden Truppen wie ein Bleigewicht. Man braucht ferner große Massen von Futtermitteln, die wiederum Transportmittel und Menschen beanspruchen, und das widerspricht zugleich den militärischen und wirtschaftlichen Forderungen. Zudem wird das Rechnungswesen durch die heutige Methode, das Fleisch in lebendem Zustande mitzuschleppen, ungebührlich erschwert; kurzum, eine Aenderung ist dringend vonnöten. Der genannte Sachverständige sieht sie in der Herbeiziehung von Kühl- und noch besser von Gefrierfleisch zur Verwendung der Truppen, insbesondere könnte im Feindesland nur das letztere verwendet werden. Es kennzeichnet die gegen das Gefrierfleisch herrschenden Vorurteile als solche, da es an Nährwert und Geschmack dem unkonservierten gleichkomme und weist zunächst darauf hin, daß man in den Heeren anderer Staaten die besten Erfahrungen damit gemacht habe. Die bekanntlich sehr gut genährten Engländer erhalten im Lager von Aldershot dreimal in der Woche Gefrierfleisch. Die Vereinigten Staaten haben in den Kriegen auf Kuba und den Philippinen ihre Leute mit Gefrierfleisch wenigstens zum Teil versorgt, die Russen beköstigten in der Mandschurei damit ihre Truppen, und der Transvalkrieg wäre, wie General Richardson ausführte, nicht von England gewonnen worden, wenn man seine Söldner nicht hätte mit australischem Gefrierfleisch nähren können. Deshalb sind jetzt auch an wichtigen Stationen, wie Gibraltar, Suez, Shanghai usw., große Magazine für „frozen meat" errichtet.

Im gegenwärtigen Kriege benutzt auch Frankreich Gefriereinrichtungen, um Fleisch für seine Heere bereitzuhalten. Es besitzt auf Grund einer Anregung des damaligen Kriegsministers Freycinet Militärschlachthöfe mit Kühlanlagen, und zwar in Billancourt, Verdun, Toul, Epinal und Belfort. Trotzdem könnten wir noch in der Heranziehung von Gefrierfleisch zur Heeresernährung Frankreich leicht den Rang ablaufen; denn sämtliche Gefrierhäuser Frankreichs halten zusammen 16 Millionen Kilogramm, während Deutschland in seinen 1600 Schlachthöfen 700 Kühlanlagen besitzt, die ein Fassungsvermögen von 160 Millionen Kilogramm haben. Ziehen wir diese heran, so ist die Fleischversorgung leicht, bequem und billig. Statt riesige Ochsenherden und ihre Futtervorräte mit Treibern usw. auf unzähligen Bahnzügen zu befördern und die Landstraßen mit ihnen zu füllen und zu verstopfen, lassen wir Spezialwagen mit Kühleinrichtungen laufen; 40 solcher Wagen mit Kühleinrichtung (Isolierung) können 200 000 Kilogramm Fleisch transportieren, das sind an 400 000 Portionen und mehr. Noch nicht der achte Teil der jetzt erforderlichen Transportmittel wäre erforderlich und zudem würde nichts Ueberflüssiges, wie Knochen, Blut, Häute usw. mitgeschleppt, würden nicht Tiere unterwegs abmagern und eingehen. Die Züge würden nach Stapelplätzen dirigiert, und von da aus würden wieder Lastautomobile die Fleischmassen zu den Truppenteilen bringen. Gefrorenes Fleisch hält sich länger als man glaubt. Ungeheuer viel Zeit, Geld und Mühe würde gespart; man brauchte weniger Feldschlächter, keine Treiber und in jeder Beziehung weniger Train. Auch würde gewissen Spekulationen in Vieh vorgebeugt werden. Die Anregung des erfahrenen Fachmannes verdient jedenfalls ernsteste Beachtung.

Auf der Suche nach neuen Planeten.

Während es als ziemlich sicher gelten kann, daß zwischen Merkur und Sonne kein weiterer Planet vorhanden ist, wofür ja auch die Beobachtungen bei der letzten totalen Sonnenfinsternis sprechen, ruht die neuere astronomische Forschung nicht in der Suche nach Planeten, die noch jenseits des bisher bekannten äußersten Planeten Neptun die Sonne umkreisen. Man muß dabei nach Ansicht des Astronomen Kritzinger annehmen, daß noch zwei solcher jenseits des Neptun liegenden Planeten vorhanden sind. Da aber die Masse des Neptun nur ungenau bekannt ist, lassen sich aus den Störungen der Uranusbahn vorläufig nur Fingerzeige für die Auffindung des ersten dieser transneptunischen Planeten herleiten, der, wie die „Naturwissenschaften" mitteilen, von Kritzinger vorläufig „Pluto" genannt wird. Dieser Forscher ist weiterhin auf Grund von Arbeiten des Kopenhagener Astronomen Lau zu dem Ergebnis gekommen, daß man während des Jahres 1915 mit Erfolg nach diesem neuen Planeten in den Sternbildern des „Schützen" und des „Steinbock" suchen kann. Vielleicht gelingt es also noch in diesem Jahre auf photographischem Wege, das Vorhandensein eines weiteren Planeten festzustellen.

Künstliche Wursthülle.

Die Wurst, diese spezifisch deutsche Fleischspeise, wird in eine Hülle gelan, die vom hygienischen Standpunkt aus nicht einwandfrei erscheint. Es ist daher schon vielfach versucht worden, einen Ersatz für die Därme zu schaffen. Diese künstlichen Wursthüllen sind jedoch sämtlich für Bakterien durchlässig, so daß sie vom hygienischen Standpunkt aus noch viel schlimmer sind als die natürlichen Tierdärme; auch sind sie weder gegen Kochen noch gegen Räuchern genügend widerstandsfähig. Jetzt aber scheint man, wie die „Papierzeitung" nach einem New Yorker Fachblatt mitteilt, einen geeigneten Stoff gefunden zu haben. Es soll gelungen sein, aus frisch bereiteter Viscose Röhrchen zu pressen, die beim Durchgang durch eine Salzlösung hart werden und nach Waschen mit kochendem Wasser, wodurch sie von den Natronsalzen befreit werden, sich sehr gut als Haut für Würste eignen. Diese künstlichen Därme sind durchscheinend und farblos, ihre Oberfläche ist glatt und glänzend und gibt keinen Untergrund für die Entwickelung von Bakterien. Die Röhren, deren Wandstärke nur ein hundertstel Millimeter beträgt, enthalten etwas Glycerin und lassen sich gut zerkauen; sie dürften auch zum erheblichen Teil vom Magensaft verdaut werden, so daß ihrer allgemeinen Verdauung nichts im Wege zu stehen scheint.

Ein Dienstvertrag vor 2000 Jahren.

Im Berliner königlichen Museum befindet sich ein aus einem Mumiendeckel losgelöster Papyrus, der interessante Mitteilungen über einen Anstellungsvertrag bringt, der zwischen einer Kellnerin und der Wirtin Protarche im alten Griechenland abgeschlossen ist. Die Kellnerin verpflichtet sich, der Wirtin drei Jahre zu dienen gegen vollständige und angemessene Beköstigung, Bekleidung und Wohnung. Sie erhält dafür ein beim Antritt des Dienstes fälliges bares Darlehn von hundert Drachmen, das nach der zur Zufriedenheit der Wirtin abgeleisteten Dienstzeit in den Besitz der Kellnerin übergeht. Außerdem erhält sie dann noch vierzig Drachmen Gratifikation. Die Kellnerin muß alles, was ihr anvertraut ist, gewissenhaft verwalten und darf das Haus nur mit Genehmigung der Wirtin verlassen. Läßt sie sich eine Uebertretung zuschulden kommen, oder verläßt sie vorzeitig den Dienst, so muß sie sofort die hundert Drachmen mit hohen Zinsen zurückgeben und außerdem eine Geldstrafe von tausend Drachmen zahlen. Ist die Kellnerin hierzu nicht imstande, so verfällt sie der Sklaverei. Darüber, ob sie ihre Verpflichtungen voll erfüllt hat, entscheidet allein die Wirtin. — Wie man sieht, entspricht dieser Dienstvertrag nicht gerade unserem modernen, sozialen Empfinden.

Notizen.

— Theaterchronik. „Der Jobelpelz", ein Napoleonstück von Robert Misch, ist dem Trianontheater von der Zensur verboten worden.

— Vorträge. Der Maler Kurt Herrmann, der augenblicklich bei Gurlitt ausgestellt hat, wird auf Veranlassung der Freien Studentenschaft Donnerstag, den 11., 8 Uhr, im Hörsaal 2, Dorotheenstr. 6, sprechen über: „Künstlerische Wissenschaft und wissenschaftliche Kunst". Tags darauf Diskussion im Atelier des Künstlers. Auch Nichtstudierende haben Zutritt.

— Justus Brinckmann †. Unter den führenden Museumsorganisatoren hält der Tod in den letzten Jahren reiche Ernte. Tschudi, dem Vorbilde eines modernen Galeriedirektors, und Lichtwark, dem vielseitigen Anreger, ist nun Justus Brinckmann, der Direktor des Hamburgischen Kunstgewerbemuseums, im Tode nachgefolgt. Der zähe und ausdauernde Niederdeutsche hat seine ganze Lebensarbeit und bedeutende Organisationskraft einem Werke widmen können: dem von ihm 1874 mitbegründeten Museum für Kunst und Gewerbe in seiner Vaterstadt. Und der Erfolg war groß; in ganz Deutschland und darüber hinaus galt das Hamburger Museum als mustergültig. Nach mannigfachen Umwegen erst fand Brinckmann, der 1843 in Hamburg geboren war, den Weg zu seinem späteren Berufe. (Die Museumskarriere gehörte damals noch nicht zum guten Tone in reichen Häusern.) Brinckmann studierte und probierte vielerlei; in Wien fand er im Oesterreichischen Museum seine Aufgabe. Um aber in Hamburg in seinem Sinne wirken zu können, mußte er erst noch Jurist werden. (Unglaublicherweise wird ja heute noch die juristische Formelbildung vielfach der sachlichen Tüchtigkeit vorgezogen.) Brinckmann hat als leitenden Grundsatz seiner Sammlungstätigkeit die Förderung der tüchtigen Arbeit vorangestellt. Er hat deshalb auch den Qualitätsbegriff unseres neuen Kunsthandwerks von vornherein vertreten können.

So diente seine Sammlung wirklich dem Leben und der Gegenwart. Auch die sehr reichhaltige japanische Abteilung, die Brinckmann als erster in Deutschland besonders entwickelte, sollte erzieherisch und qualitätsbildend einwirken. Und sie hat es getan.

Deutscher Holzarbeiter-Verband

Verwaltung Berlin.

Tel.-Amt Moritzplatz 10623, 3578. Bureau: Rungestraße 30.

Donnerstag, 11. Februar, abends 7 Uhr, im „Andreasgarten" (Merkowski Nchflg.), Andreasstr. 26:

Branchen-Versammlung der Knopf- u. Perlmutterarbeiter.

Tagesordnung:

1. Bericht der Kommission. 2. Neuwahl der Branchenkommission. 3. Wahl der Delegierten zur Generalversammlung. 4. Branchenangelegenheiten.

96/17 **Die Ortsverwaltung.**

Verkäufe.

Teppiche mit kleinem Fehler, sehr billig. Gardinen, Portieren, Steppdecken, Tischdecken, Diwandecken, sehr billig. Vorwärtsleser 5 Prozent Rabatt. Teppichhaus Brünn, Hackescher Markt 4 (Bahnhof Börse). 246/4*

Monatsanzüge, nur wenig getragen, Paletots, Ulster, Hosen, Gesellschaftsanzüge werden spottbillig verkauft. Die elegantesten Anzüge sind leihweise billig zu haben. Altbekannte Firma. Mag Weiß, Große Frankfurterstraße 88. *

Taschenbuch für Gartenfreunde. Ein Ratgeber für die Pflege und sachgemäße Bewirtschaftung des häuslichen Zier-, Gemüse- und Obstgartens von Max Hesdörfer. Zweite vermehrte Auflage. Mit 137 Textabbildungen. Preis 3,50 Mark. Expedition Vorwärts, Lindenstraße. *

Monatsanzüge und Winterulster von 5 Mark sowie Hosen von 1,50, Gehrockanzüge von 12,00, Fracks von 2,50, sowie für korpulente Figuren. Neue Garderobe zu staunend billigen Preisen, aus Pfandleihen verfallene Sachen kauft man am billigsten bei Natz, Mulackstraße 14. *

Bettdecken! Prachtvolle 5,75, 7,50, 9,75, Brautbetten 12,75, 15,75. Daunenbetten 19,50, 22,50. Neue Aussteuerwäsche spottbillig! Teppiche! Portieren, Gardinen, Tischdecken, Steppdecken, Diwandecken, Pelzsofas, Uhren, Ketten. Inventurpreise! Alles spottbillig nur Pfandleihe, Brunnenstraße 47, I. *

Möbel.

Kriegshalber. Bildschöne Wohnungseinrichtung, hochaparte Küche, ganz neu, zusammen nur 225,— zu verkaufen Rosenthalerstraße 57, vorn III bei Glas. (Gewerblich.) Händler verbeten. 12/14*

Preise nur jetzt im Kriege, nie wiederkehrend: Englische Bettstelle 28, Ruhebett 24, englischer Anklekleideschrank mit Wäscheabteil und Facettespiegel 88, derselbe etwas kleiner 63 Mark, Bücherschrank, Trumeau 30, Chaiselongueedecke 9,50, Vertiko, Kleiderschrank mit Verglasung 48, Sofa 36, großer Teppich 21, wundervolle, billige Schlafzimmer, herrliche, billige Wohnzimmer, Küche siebenteilig 58, Schreibtisch 38, Ausziehtisch 16, Stuhl 3,50, Waschtoilette 19. Ehrlich, Alte Schönhauserstraße 32. *

Bequeme Teilzahlung bei mäßiger Anzahlung, Möbelschatz, Brunnenstraße 160, Eingang Anklamerstraße.

Möbel - Cohn. Hauptgeschäft: Große Frankfurterstraße 58, Grüner Weg 100. Im Norden: Badstraße 47/48. Wohnungseinrichtungen sowie einzelne Möbelstücke auf bequemste Teilzahlung. Stube und Küche schon von 15 Mark Anzahlung. Einzelne Möbelstücke 3 Mark Anzahlung. Wochenrate 1 Mark. Zu bunten Küchen Riesenauswahl. Liefere auch auswärts. Abzahlung wöchentlich oder monatlich, ganz nach Wunsch. Größte Rücksicht bei Krankheit und Arbeitslosigkeit. Sonntags 12—2 geöffnet. 1991*

Verliehen gewesene Möbel enorm billig. Bibliothek, Eiche, 75,—, Diplomaten, Eiche, 65,—, Moquettsofa 35,—, Tisch 6,—, Waschtisch 10,—, Muschelbettstelle mit Matratze 25,—. Viele Schlafzimmer, Speisezimmer, Herrenzimmer, Gelegenheitskäufe. Möbelhaus Osten, Andreasstraße 30.

Kaufgesuche.

Zeltbahnen und Zeltstoffreste suchen Röttig u. Lev, Ritterstraße 86.

Fahrradankauf Linienstraße 27.

Zahngebisse. Goldsachen, Silbersachen, Platinabfälle, sämtliche Metalle höchstzahlend. Schmelzerei Christionat, Köpenickerstraße 20 a (gegenüber Manteuffelstraße). 1/12*

Kupfer! Messing! Aluminium! Nickel! Zinn, Zink, Blei, Quecksilber, Stanniolpapier, Platinabfälle, Zahngebisse, Goldsachen, Silberabfälle, Höchstpreise! „Metallschmelze Cohn", Brunnenstraße 25 und Neukölln, Berlinerstraße 76. 1/7*

Platinabfälle, alte Goldsachen, Bruchgold, Silber, Gebisse, Goldwatten, Kehrgold, Quecksilber, Kupfer, Blei, Messing, Zinn, Zink, Nickel, Aluminium, sämtliche Metalle sowie gold-, silber- und platinhaltige Rückstände kauft Edelmetallschmelze Broh, Berlin, Köpenickerstraße 29, Telephon Moritzplatz 3476. (Eigene Schmelze). *

Unterricht.

Unterricht in der englischen Sprache. Für Anfänger und Fortgeschrittene, einzeln oder im Zirkel, wird englischer Unterricht erteilt. Auch werden Uebersetzungen angefertigt. G. Swtenty-Liebknecht, Charlottenburg, Stuttgarterplatz 9, Gartenhaus III. 448*

Verschiedenes.

Patentanwalt Müller, Gitschinerstraße 16. *

Vermietungen.

Wohnungen.

Charlottenstraße 87 kleine Wohnungen sofort billig. 6876*

Bahnhof Hermannstraße, Emserstraße 78 Zweizimmerwohnungen 30,00, Stube, Küche 17,00. 777

Arbeitsmarkt.

Stellenangebote.

Mehrere tüchtige Schlosser für Krankenmöbel sofort, 8—5 Uhr. H. Windler, Bahnhofstraße 10. 1064b

Tapezierer sucht sofort bei hohem Lohn Automobil-Betriebs-Aktien-Gesellschaft, Fennstraße 31. 29978*

Korbmachergesellen. Gesucht 30 Korbmachergesellen auf Kartuschkörbe sowie 21-Zentimeter- und kleine runde Kugelkörbe. J. M. W. Heilmann, Hamburg, Antonistraße 12.

Chauffeur

herrschaftlicher, für ein elektrisches Privatautomobil sofort gesucht. Es wollen sich nur Bewerber melden, welche bereits gleiche langjährige Stellung gehabt haben, über beste Zeugnisse verfügen und sich im Besitze eines Fahrscheins für einen elektrischen Wagen befinden. Persönliche Vorstellung 12—1 Uhr mittags oder 7—8 Uhr abends.

A. Jandorf & Co.,
Belle-Alliance-Str. 1/2,
IV. Etage.

Bauschlosser und Schmiede stellt jederzeit ein
Ed. Puls, Berlin-Tempelhof.

Arbeiter

für den **Gleisbau** zum sofortigen Eintritt gesucht.

Meldungen werktäglich in der Zeit von 8 Uhr vorm. bis nachm. 5 Uhr in den Bahnabteilungen „Norden", Schönhauser Allee 123, „Süden", Belziger Straße 14/16, „Westen", Hutten-/Wiebestraße, „Osten", Manteuffelstraße 83.

Große Berliner Straßenbahn.

Landbierfahrer,

tüchtige, mit Kaution, für unsere Niederlage Wilmersdorf gesucht.

Schultheiß' Brauerei
12/11 Schönhauser Allee 36/39.

Justierer auf Wirtschaftswaagen u. Schlosser auf Reibemaschinen

für dauernde Beschäftigung gesucht.

Fritz Puppel, Graefestr. 59.

Sattler, Tapezierer u. Näherinnen

auf Segeltuch-Tornister werden sofort verlangt (vormittags von 9—2 Uhr) bei 12/9

Bergas & Bythiner.
Tonnewitzstr. 33,
Fabrikgebäude 3 Trepp.

Kräftige Arbeiter für Eisenlager

gesucht. **M. Apt,** Lüneburger Str. Stadtbahnbogen 367. 12/10

Zwei Schirrmeister und vier Helfer sofort gesucht

Melchiorstraße 30. 12/7

Verantwortlicher Redakteur: Alfred Wielepp, Neukölln. Für den Inseratenteil verantw.: Th. Glocke, Berlin. Druck u. Verlag: Vorwärts Buchdruckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.